

Licht auf die Entwicklung der Schloßbaukunst in jener Epoche der Mittelmeerkultur wirft, die unmittelbar vor dem Angriff des Islam lebendig war und sich auch in den germanischen Reichen damals auswirkte, bis in die Stadt Trier des austrasischen Reiches, die heutige Grenzstadt Trier des deutschen Vaterlandes.

Aber sie wollen dabei, möchten wir noch betonen, einer endgültigen Veröffentlichung der Beobachtungen und Ergebnisse unter Heranziehung aller Unterlagen und auch ihrer vorherigen möglichen Ergänzung nicht vorgreifen.

Trier.

Friedrich Kutzbach.

Die Ringfibel von Bardowick und ihre Tragweise.

Am Südennde von Bardowick wurde 1934 in die Ilmenau eine Staustufe zur Verbesserung der Schifffahrt eingebaut. Dabei fanden sich im Boden Reste einer Wassermühle, deren erste Anlage nach Ausweis der Funde in karolingische Zeiten zurückreicht und die vermutlich bei der Zerstörung Bardowicks durch Heinrich den Löwen 1189 vernichtet wurde.

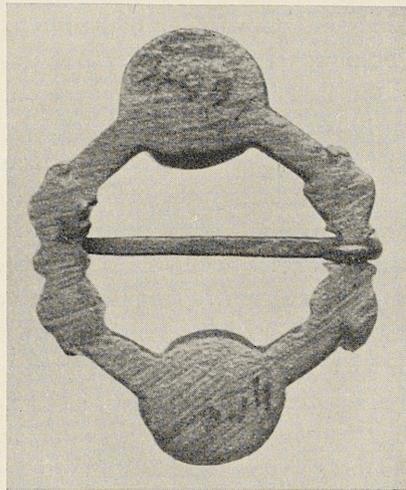
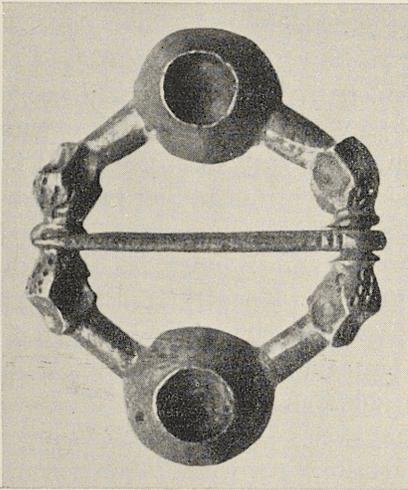


Abb. 1. Ringfibel von Bardowick, Vorder- und Rückseite. 3:2.

Der Bagger förderte bei den Arbeiten zur Verlegung des Wasserlaufs die in Abb. 1 dargestellte Ringfibel von Bronze. Die genaue Fundlage konnte nicht ermittelt werden. Da aber die Bronze des Schmuckstückes ohne Patina ist, muß angenommen werden, daß die Fibel am Grunde des Flusses im Wasser oder wasserhaltigen Sande gelegen hat. Die Ringfibel hat 2.9 cm äußeren Durchmesser, ihre Unterseite ist eben, ohne Verzierung. Der Guß ist nicht ganz glatt, die Oberfläche leicht körnig. An zwei gegenüberliegenden Seiten des Ringes sind große abgestumpfte Kegel mit tiefem kreisrundem Loch, in dem wohl Steine oder Glasflüsse gefaßt waren, angeordnet. In der Achse des Dornes sind die Ringenden als Tierköpfe gebildet, zwischen denen auf der einen Seite der Dorn mit einem Ringe eingehängt ist; auf der anderen Seite liegt zwischen den Tierköpfen als Nadelrast ein gekerbter Wulst. Es scheint sich um stilisierte Löwenköpfe zu handeln.

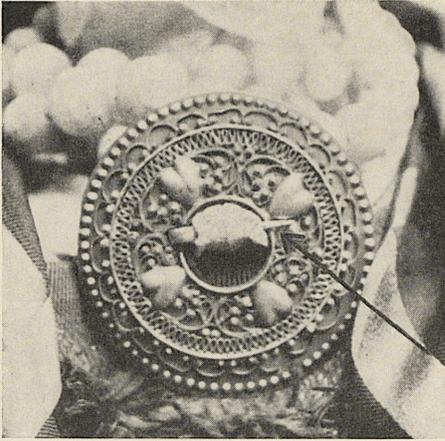


Abb. 2.
Hemdspange der Vierlander Tracht.
(Der Pfeil zeigt auf die Nadelspitze.)

4. Jahrhunderts wird er bedenklich, ob sie als Schnallen zu bezeichnen sind.

Schmuckstücke von der Art der Ringfibeln werden noch heute mit alten Trachten in Niedersachsen getragen, besonders in Vierlanden und dem Alten Lande in der Nähe von Hamburg, aber auch in Westfalen und längs der Wasserkante (Abb. 2). Sie werden hier Hemdspangen genannt. Das Hemd hat einen Brustschlitz, dessen obere Ecken zwei eingefasste kleine Löcher zeigen, durch die der Dorn der Spange gesteckt wird (Abb. 3). Die Spange wirkt nun in ihrer ganzen Erscheinung als Schmuckstück, und nur die Ränder des Hemdes erscheinen im Ring. Die Hemdspange vertritt also den Knopf. Hemdspangen sind zahlreich seit dem 18. Jahrhundert in niedersächsischen Museen erhalten, die Form ist oft sehr reich, in der Regel aber einfach, und dann gleichen sie ganz den englischen, die Plettke a. a. O. Taf. 14 abbildet.

Im frühen Mittelalter war die Benutzungsweise die gleiche, hier am Brustschlitz des Gewandes. Die äußere Form wechselte natürlich mit dem herrschenden Stil. Der berühmte Reiter am Bamberger Dom (um 1250) hat am Brustverschluß des Gewandes eine Ringfibel gotischer Form⁵. Die Gestalt der Synagoge an demselben Dom, die Heil. Eutropia (Anfang des 13. Jahrhunderts) an der Sixtuspforte der Kathedrale zu Reims (a. a. O. Abb. 16), die Synagoge am Straßburger Münster⁶ tragen an der gleichen Stelle Ringfibeln. Überall sind deutlich die Gewandränder im Ringe, von der Nadel durchstoßen, zu erkennen. Es liegt wohl nur an der Verwitterung der alten Figuren, daß solche Einzelheiten nicht häufiger festgestellt werden können.

¹ Vgl. *Germania* 18, 1934, 197, wo O. Paret bemerkt: „Die Benutzungsweise dieser Schnallen scheint noch nicht geklärt zu sein.“

² *Zeitschr. f. Ethnologie* 16, 1884, 27.

³ *Mecklenb. Jahrb.* 85, 1920/21, 66.

⁴ *Ursprung und Ausbreitung der Angelsachsen* (1921).

⁵ *Der Bamberger Dom*, Bild 87.

⁶ *Dehio, Gesch. der deutschen Kunst* 1², 1921 Taf. 39.

Die Ringfibel erhält schon durch den Fundort Bedeutung. Sie ist aber auch Anlaß, sich mit der praktischen Seite dieser Form von Verschlußstücken näher zu beschäftigen¹. In der Literatur schwanken Terminologie und Ansichten über den Gebrauch. Einmal werden sie Schnallen, einmal Ringfibeln genannt. Virchow² schlug 1884 „Schnallenfibel“ vor. Beltz³ nennt die geschlossenen Stücke „Schnallen“, die offenen „Ringfibeln“ und leitet ihren Gebrauch von den römischen Gürteln her. Plettke⁴ gebraucht die Ausdrücke „Riemenschnalle“, „Ringfibel“ in gleichem Sinne wie Beltz; bei den breiten englischen Formen des

Sieht man die zahlreichen figürlichen Darstellungen in Stein, Holz, Malerei seit der Römerzeit⁷ durch, dann wird man als Verschlüsse des Gewandes auf der Brust oder der Schulter sehr häufig runde scheibenförmige Gebilde, oft reich verziert, finden, die wohl richtig als Scheiben- oder Schalenfibeln gedeutet werden müssen. Fast immer aber ist der Gürtelverschluß zu erkennen, und der ist ein ganz anderer als der eben beschriebene der Ringfibeln. Entweder sind die Gürtelenden verknotet, ohne Metallverschluß, oder die wirkliche Schnalle ist deutlich zu erkennen.

Eine Schnalle muß auf der einen Seite fest mit dem Gürtel verbunden sein. Entweder ist sie angenäht oder durch eine aufgenietete Platte befestigt. Ein einfacher Ring mit einem beweglichen Dorn kann an einem Gürtelende angenäht sein⁸. Organisch ist diese Verbindung aber nicht, und Voraussetzung ist eine gewisse Größe, weil sonst der Gürtel zum Bande werden müßte. Sobald aber der Ring verziert ist, würde durch die Befestigung ein Teil des Schmuckes verdeckt werden; der Schmuck wäre sinnlos. Schnallen haben deshalb zweckmäßiger keine Ringform, sondern Dreiviertel- oder Halbringform, wenn sie nicht viereckig ausgebildet sind. Die gerade Sehne ist oft gelenkig am Gürtelende befestigt; an sie ist auch die Platte gelenkig oder fest angefügt. Verziert wurden der übrigbleibende Ringteil und die Platte. Bei der Schnalle sowie bei der Ringfibel liegt der Dorn auf dem Ring, entsprechend dem jeweiligen Gebrauchszweck, und ragt nicht oder nur unwesentlich über den Ring hinaus.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit unseren Ringfibeln haben die, meist sehr großen (bis 15 cm Dm.), Penannular Brooches des frühen Mittelalters in England und Irland. Ihre Anwendung aber ist eine andere. Die Nadel ist sehr lang und liegt immer unter dem Ring. Sie können nur so gebraucht worden sein, daß die übereinander gelegten Gewandränder in senkrechter Lage der Nadel durchstochen wurden; der Ring schwebte frei darüber. Möglich wäre ein ähnlicher Gebrauch bei den Omegafibeln, weil die Nadel über oder unter dem Ring liegen kann. Aber sie sind viel zu klein dazu, so daß kein sicherer Verschluß der Gewandränder gewährleistet ist (deshalb auch die langen englischen Nadeln); sie würden leicht verlorengehen. Die Omegafibeln sind ebenso gebraucht

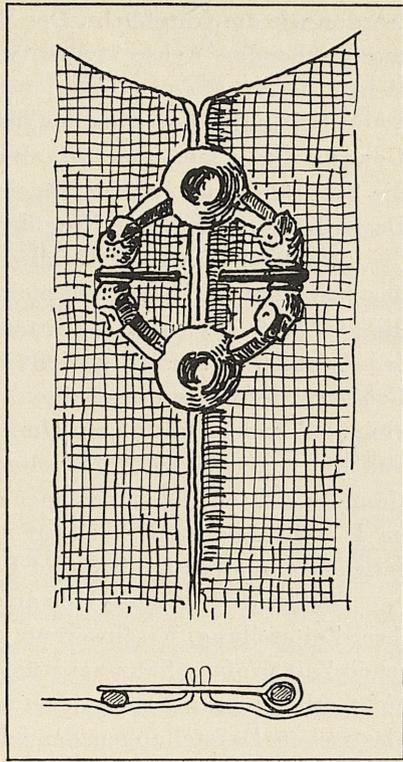


Abb. 3. Tragweise der Ringfibel (Hemdsperre).

⁷ E. Behrens, Fibel-Darstellungen auf röm. Grabsteinen. Mainz. Zeitschr. 22, 1927, 51–55.

⁸ Nachrichtenbl. f. Niedersachsens Vorgesch. 1924, 86; vgl. E. Blume, Die germanischen Stämme. Mannusbibl. 8, 1912, 43.

worden wie die Ringfibeln. Der Dorn muß quer zur senkrechten, durch die Öffnung gehenden Achse stehen, was häufig in den Abbildungen nicht berücksichtigt ist.

Die Ringfibel diente dem gleichen Zweck wie die Gewandfibel, nämlich die Gewandränder zusammenzuhalten. Der Unterschied ist der, daß bei der Fibel die Stoffränder unter dem Bügel liegen, bei der Ringfibel zwischen dem Bügel. Deshalb kann der Name Ringfibel unbedenklich beibehalten werden.

Ringfibeln sind seit der älteren Eisenzeit bekannt und weit verbreitet. In der Jastorfstufe Niedersachsens⁹ kommen sie gleichzeitig mit Gürtelhaken vor, die als Gürtelverschlüsse dienten. Wenn die Ringfibeln den gleichen Zwecken des Gürtelverschlusses gedient hätten, müßten sie annähernd in denselben Größenverhältnissen erscheinen. Sie sind aber immer, wie schon erwähnt, sehr klein, haben meist nur 2 cm Dm., während die Gürtelhaken bis zu 10 cm Breite und die zugehörigen Ringe mindestens 4 cm Dm. haben. Auch das Nebeneinander deutet auf verschiedene Verwendungsart. Schnallen aber treten erst im 1. Jahrhundert n. Chr. auf und ersetzen die Gürtelhaken; die Ringfibeln gehen in den alten Größen und Formen weiter.

Die zweite Frage, die sich an die Bardowicker Ringfibel knüpft, ist die nach ihrer Zeitstellung. Erschwerend ist hier, daß mit dem Abschluß der karolingischen Zeit profane Schmuckstücke — im Gegensatz zu den sakralen — fast gar nicht erhalten sind. Es ist das um so auffallender, als auf den bildlichen und plastischen Darstellungen der folgenden Zeit Schmuckstücke in Menge angedeutet sind. Dehio sagt in Geschichte der deutschen Kunst¹², 1921, 193: „Vom Kunstgewerbe des Laienvolkes ist beinahe nichts auf uns gekommen. Ja wir müssen bekennen, daß wir nach dieser Seite vom 10., 11., 12. Jahrhundert weniger wissen, als von der Zeit zwischen der Völkerwanderung und Karl dem Großen.“

Die technischen Besonderheiten der Bardowicker Ringfibel sind der Bronzeuß und die Fassung von Steinen oder Glasflüssen in Bronze. Beide Techniken sind seit der Vorzeit und der römischen Zeit in Deutschland bekannt und werkstattmäßig geübt. Bardowick war zweifellos eine große, gut befestigte und reiche Stadt und ist seit karolingischer Zeit bezeugt; es wird einzureihen sein in die Zahl der bedeutenden Handelsstätten um die Jahrtausendwende: Haithabu, Birka, Truso, und wird wohl auch Metallwerkstätten besessen haben. Der Bardowicker Münzfund mit dem romanischen Ring¹⁰ und die kleine Bronzefigur eines bärtigen Mannes im Museum Lüneburg waren bisher allerdings die einzigen Zeugen dieses Glanzes, zu denen nun noch die Ringfibel gekommen ist. Es besteht zunächst kein Anlaß, für diese Kunstwerke eine fremde Herkunft anzunehmen, zumal hier seit dem 10. Jahrhundert eine Münzwerkstatt besteht, deren Erzeugnisse künstlerisch wertvoll sind¹¹.

Die Form der Tierköpfe klingt an die frühromanische Tierplastik der Bauwerke an. Der Bronzeuß blüht in Niedersachsen seit Bischof Bernwards Zeiten neu auf. Ohne einer genauen Untersuchung der vorläufig allein stehenden For-

⁹ Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen 1, 1911 Taf. 17–26.

¹⁰ Reinecke-Bahrfeld, Der Bardowicker Münzfund (1913).

¹¹ Bahrfeld a. a. O.

men des kleinen Schmuckstückes vorzugreifen, sei die Auffassung geäußert, daß die Entstehungszeit in den Anfang des 11. Jahrhunderts nach Bardowick zu verlegen sein wird. In dieser Zeit ist auch die Stein- und Glasfassung in — meist edlen — Metallen bei kirchlichen Ausstattungsstücken in Niedersachsen üblich.

Lüneburg.

Franz Krüger.

Kleine Mitteilungen.

Ein römischer Prügelweg im Eschenloher Moor. Die Linienführung der römischen Brennerstraße nach Augsburg entspricht nach dem Befunde im bayerischen Alpenvorland nicht den Angaben des Itinerars und der Tabula¹. Von Parthanum = Partenkirchen läßt sich dieser Straßenzug durch eine Reihe im Gelände erhaltener, verödeter Straßendämme bezeichnenden Profils und ohne wesentliche Fehler in den Ergänzungen dazwischen topographisch gut festlegen. Aus dem Loisachtal lief danach diese Römerstraße, vorbei an einer in spätrömischer Zeit auf den Moosberg (bei Hechendorf, BA. Weilheim, Oberbayern) im Murnauer Moos verlegten und hier dann ummauerten Mansio (= *Coveliacae*?), über Murnau und Weilheim nach Raisting (= *Urusa*?) und dann auf der Westseite des Ammersees weiter, um sich noch wieder nördlicher an der Paar mit der Salzburg-Augsburger Römerstraße zu vereinigen². Aus dem Gebiet zwischen Murnau und Weilheim dürfte auch ein Meilenstein der Zeit Caracallas gesichert sein. Die genannten antiken Quellen hingegen lassen die Straße nach Augsburg von Partenkirchen über *Abodiacum* = Epfach a. Lech ziehen, also zum Anschluß an die von der Etsch über Reschenscheideck und den Fernpaß geführte Römerstraße (*Via Claudia Augusta*). Im Itinerar erscheint dazu bei der Brennerstraße noch eine andere Nordfortsetzung, allerdings nicht nach Augsburg, sondern nach *Ambre* = Schöngeising, der Mansio der Salzburg-Augsburger Römerstraße an der Amper, und danach weiter nach Salzburg.

Vergeblich hat man sich seither bemüht, auf der Strecke von Partenkirchen nach Epfach im Gelände eine einwandfreie römische Straßenspur aufzufinden. Seit der Zeit der Gotik lief hier zwar eine Straßenverbindung, die an der Loisach in Oberau begann, über Kloster Ettal nach Ober- und Unterammergau und Saulgrub zum Kloster Rottenbuch und dann weiter nach Schongau führte. Schongau ist im Zeitalter der Markt- und Stadtgründungen um 1200 an die Stelle des benachbarten, erheblich südwestlich von Epfach, jedoch an einem belanglosen Platz neben der *Via Claudia* gelegenen Altstadt getreten. Für den Zug einer römischen Kunststraße ist im Voralpenland das Gelände nordwärts des Ammergauer Tales in Richtung auf die römische Lechbrücke bei Epfach wegen der vielen tiefen Taleinschnitte und des heute noch äußerst schwach besiedelten Gebietes so ungünstig wie nur denkbar.

Danach durfte man die Angaben der antiken Überlieferung sehr wohl als Abschreibfehler einer Quelle für das Itinerar und die Tabula auffassen, die beide, wie sich zeigt, gerade auch für den fraglichen rätischen Gebietsteil offensichtliche Irrtümer enthalten. So fehlt z. B. für den angegebenen Straßenzug nach Schöngeising auf der Ostseite des Ammerseebeckens im Gelände jegliche Spur, während andererseits ein Anschluß von der Loisach in Richtung Salzburg von Raisting oder Fischen aus auf der durch gute Bodendenkmale in ihrer Linienführung gesicherten Römerstraße vom

¹ Zu diesem Problem vgl. Heimatarbeit und Heimatforschung, Festgabe für Christian Frank (1927) 149f.

² Hierzu Schwäb. Museum 1928, 62f. (Eberl). Nicht alle hier als gesicherte Römerstraßenstücke angenommenen Einzelheiten wird man als noch erhaltene Straßendenkmalreste gelten lassen können.